

1. Kapitel

Sie trafen sich auf einer Insel in Nordnorwegen. Zufällig, wie das im Urlaub manchmal so ist. Drei Menschen, die nicht genau wussten, was sie auf dieser Insel eigentlich wollten. Und das war anfangs ihre einzige Gemeinsamkeit.

Die Insel hieß Mørktøya, zu Deutsch ‘Insel der Finsternis’. Zweimal am Tag wurde sie von einer Fähre angesteuert. Ein Hotel gab es nicht, nur einen Campingplatz, der zwei Kilometer vom Fährhafen entfernt direkt am Wasser lag. Zwölf kleine, rot angestrichene Holzhütten standen bereit, die man mieten konnte, war man ohne Zelt oder Campingwagen gekommen. In jeder Hütte standen zwei Doppelstockbetten, ein Tisch, vier Holzstühle, ein Kühlschrank und eine Kochplatte. In einem offenen Regal waren zwei Töpfe, vier Teller, Tassen und Besteck zu finden.

Selbstverständlich zahlte man für jede Hütte einen Einheitspreis, gleichgültig, wie viele Personen darin wohnten. Kein Problem für die drei, die sich noch nicht kannten. Ein Hotelzimmer in Norwegen wäre auf jeden Fall teurer gewesen.

Vom Campingplatz führte eine schmale Straße zu den Häusern der Insel, meist aus Holz gebaut und gelb, hellgrün, rot oder blau angestrichen.

Die weiße Holzkirche stand auf einem kleinen Hügel. Hinter der Kirche, für Touristen schwer zu finden, gab es einen Laden, in dem von Anzündhölzern bis Zucker alles verkauft wurde und der sich großspurig Supermarkt nannte.

Josefa war mit der ersten Fähre am Vormittag angekommen, hatte sich eine der Hütten auf dem Campingplatz gemie-

tet und bis zum frühen Nachmittag geschlafen. Danach fühlte sie sich erfrischt und machte einen kleinen Spaziergang am Strand. Kein Sandstrand. Steine, zwischen denen sich kleine harte Pflanzen behaupteten. Sie tauchte eine Hand in das eiskalte Wasser, schaute lange auf die grauen Felsen, die wie eine unzugängliche, abweisende, aus dem Meer ragende Wand wirkten. Schneereste vom Winter waren auf einigen der Gipfel zu erkennen, an deren Fuß ein paar Büsche, niedrige Bäume und dunkelrot blühende Blumen das strenge Grau milderten.

Josefa stieg auf ihr Fahrrad, suchte den Supermarkt, fand ihn nicht und landete schließlich am Fährhafen, gerade als die Nachmittagsfähre anlegte. Fünf Autos und eine Handvoll Fußgänger verließen die Fähre. Vier Autos warteten, um zurück zum Festland zu fahren. Ein Touristeneldorado war diese Insel offenbar nicht.

‘Übermorgen fahre auch ich wieder weg’, dachte Josefa, ‘oder vielleicht schon morgen.’ Wohin sie dann weiter reisen würde, wusste sie noch nicht. Richtung Norden, nach Tromsø vielleicht. Es kam nicht auf ein bestimmtes Ziel an. Sie war frei, konnte fahren, wohin sie wollte.

Genau wegen dieser Freiheit hatte sie sich lange auf die Reise gefreut. Frei von ihrem bisherigen Leben wollte sie sein, in dem sich nie etwas Großartiges ereignet hatte.

Wenn sie genau darüber nachdachte, so hatte sich ihr Leben fast ausschließlich am Klavier abgespielt. Und das sollte sich ändern. So ihr fester Entschluss zu Beginn der Reise.

Nachdem die Klavierstunden, die sie gab, beendet waren, spielte sie oft noch selbst stundenlang Klavier. Sie lebte in den Tönen, die sie meist für sich allein spielte. Das war nie langweilig. Nein, sie fand Leben in der Musik, das mit Worten

nicht zu beschreiben war. Dass sie jedoch das Leben außerhalb dieser Töne kaum kannte, begriff sie erst nach Arnos Tod. Seitdem hatte eine Art Aufbruchstimmung von ihr Besitz ergriffen, der sie sich nicht widersetzen konnte und wollte.

Aufbruch, wohin? In einer kleinen Provinzstadt fand man nicht so leicht Antwort auf diese Frage. Würde sie die Antwort in einer Großstadt eher finden, wo das Leben pulsierte, wie allgemein behauptet wurde? Theater, Museen, Konzerte, war das genug, um ihren plötzlichen Hunger nach Leben zu stillen? Vielleicht bildete sie sich diesen Hunger auch nur ein. Unglücklich war sie jedenfalls in den fünfzehn Jahren mit Arno nicht gewesen. Sie gab auch Arno keineswegs die Schuld an der Unruhe, die sie in den letzten Monaten zuweilen ergriffen hatte. Wie sollte er auch Schuld daran haben, dass sie plötzlich glaubte, sich selbst und damit das Leben gar nicht richtig zu kennen. Möglicherweise kamen solche Gedanken nur von der Einsamkeit in dem Haus, das sie nun allein bewohnte – obwohl sie auch zu Arnos Lebzeiten nicht viel weniger allein gewesen war. Was sie Arno aber nie zum Vorwurf gemacht hatte.

Arno lebte für seine Arbeit und war glücklich, dass Josefa am Morgen da war, wenn er ging, und ebenso am Abend, wenn er zurückkam. Diese Tatsache hatte sie einfach akzeptiert. Mehr war dazu nicht zu sagen.

Arno war rasch die Karriereleiter hinaufgeklettert. Die letzten zehn Jahre hatte er als Umweltbeauftragter für die Landesregierung gearbeitet. Dass er bei dieser reinen Schreibtischarbeit seine Gesundheit ruinierte, war ihm gleichgültig. Sein Rücken wurde krumm, obwohl er die fünfzig gerade erst überschritten hatte. Zeit, zum Arzt zu gehen, nahm er

sich selten. Die Ratschläge des Arztes, mehr Bewegung und frische Luft, befolgte er auch nicht.

„Er hat sein Leben der Natur geweiht!“, schrie der Redner an Arnos Grab. Seine Stimme musste gegen den Sturm ankämpfen, der ihm die Worte wieder in den Mund drückte. Aufgewirbelte braune Blätter tobten wie giftige Insekten um die Köpfe der Trauergemeinde.

„... sein Leben der Natur geweiht!“

Josefa hätte beinahe gelacht. Was sie sich natürlich verkniff, Arno war immerhin ihr Ehemann gewesen. Aber er hatte sich nie über das erste Veilchen, nie über ein buntes Blatt im Herbst gefreut. Einen Mistkäfer auf dem Weg hätte er gar nicht bemerkt. Und über Vogelgezwitscher hatte er nie ein Wort verloren.

„... der Natur geweiht!“

Und nun hatte die Natur ihn auf dem Gewissen. Einmal, und wirklich nur dieses eine Mal, hatte Arno den Schreibtisch verlassen und sich der Natur ausgesetzt. Er war einer Einladung praktizierender Naturschützer gefolgt, um sich die Sturmschäden im Wald anzusehen. Ob er den warnenden Ruf eines Waldarbeiters noch gehört hatte, war ungewiss, jedenfalls zu spät. Die Tanne kannte keine Menschen, die sie und ihresgleichen schützen wollten. Sie stürzte um und riss Arno zu Boden.

„Er war sofort tot“, sagte der Arzt zu Josefa. Das sollte ebenso ein Trost sein wie die Worte ihrer Brüder Sebastian und Benjamin: „Das Leben geht weiter, Josefa.“

Die beiden hatten Arno als Schwager geschätzt. Auch wenn sie ihn und ihre Schwester nur selten sahen. Sie waren beruflich stark eingespannt, hatten Familie und Kinder. Es war

einfach beruhigend, die kleine Schwester in guten Händen zu wissen, für die sie in der Kindheit oft genug verantwortlich gewesen waren. „Passt auf Josefa auf... Helft Josefa bei den Hausaufgaben... Holt Josefa von ihrer Freundin ab.“ Das Schicksal älterer Brüder eben.

Josefa und Arno hatten keine Kinder. Arno war zeugungsunfähig.

„Jetzt wäre es gut, wenn ihr Kinder gehabt hättet“, sagte Verena, Benjamins Frau, beim Beerdigungskaffee, der in einem Hotel stattfand. „Dann wärest du jetzt nicht ganz alleine, Josefa.“

„Sie kann ja noch Kinder kriegen“, bemerkte Dagmar, Sebastians Frau. „Sie ist erst achtunddreißig. Heutzutage ist es kein Problem, in dem Alter noch ...“

Wieder musste Josefa sich das Lachen verbeißen. Offenbar sollte sie so schnell wie möglich einen Kinderzeuger suchen, ehe ihre biologische Uhr abließ. Vielleicht den da mit den roten Locken, einen der zahlreichen Redner am Grab? Oder den mit dem Vollbart? Nein, der trug einen Ehering. Vielleicht den mit dem Erobererblick?

„Die Zeit heilt alle Wunden“, trösteten die Schwägerinnen sie und Josefa erinnerte sich an ihren Hochzeitstag. „Warum sie wohl einen dreizehn Jahre älteren Mann...“ So hatten Verena und Dagmar damals getuschelt.

Wie rasch Arno keine Rolle mehr spielte. Die Trauergäste unterhielten sich angeregt, bestellten Bier oder Wein, bissen herzhaft in die belegten Brötchen.

Josefa war froh, als sie am Abend allein im Haus war. Beinahe kam sie sich schuldig vor, weil sie Arno nicht vermisste. Ihr Leben veränderte sich nach seinem Tod nur we-

nig. Kein Frühstück für zwei mehr vorbereiten, kein Abendessen kochen. Müsste sie nicht von Trauer zerfressen werden? Hatte sie Arno überhaupt geliebt? Mühsam versuchte sie sich an die Zeit zu erinnern, als sie Arno kennen gelernt hatte. Liebe, Sehnsucht, Leidenschaft – Begriffe, die sie in Bezug auf Arno nicht mit Leben zu füllen vermochte.

Auf jeden Fall war Arno eine Art Trost für sie gewesen, daran erinnerte sie sich noch gut. Gerade war ihr Traum zerplatzt, Pianistin zu werden, da lernte sie Arno an der Bushaltestelle kennen. Der Bus hatte Verspätung und so kamen sie ins Gespräch.

Warum Josefa dem unbekanntem Mann von ihren Händen erzählte, die letztlich zu klein für eine Pianistenlaufbahn waren, wusste sie heute nicht mehr. Sie war begabt, wie die Professoren des Konservatoriums ihr immer wieder versichert hatten. Doch bedauerlicherweise konnte sie kaum mehr als eine Oktave greifen. Schade, sehr schade um ihr Talent. Aber die Schule blieb ihr noch. Musiklehrer wurden immer gesucht.

Josefa ging nicht an die Schule. Sie heiratete Arno. Aus Josefa Kolbe wurde Josefa Felsenbach. Fels und Bach – diese Kombination hatte Sebastian zu einer launigen Hochzeitsrede verleitet. Ein Fels, gewaltig und ewig, ein Bach, niedlich und doch nie versiegend. Josefa schüttelte die Erinnerungsfetzen von sich. Das war nun Vergangenheit, aus der ihr der Name Felsenbach geblieben war. Mehr nicht. Jedenfalls kam ihr das in diesem Augenblick so vor. Sie war das erste Mal im Leben Tausende von Kilometern von dem entfernt, was bisher ihr Leben ausgemacht hatte. Das war aufregend genug, um die Vergangenheit vorerst abzuschütteln.

Die Fähre legte wieder ab. Josefa sah ihr nach, bis sie in den Wolken zu verschwinden schien. War diese Reise nun das große Abenteuer, das ihr Leben auf irgendeine Weise verändern würde?

Abenteuer hatte der Prospekt verheißen, der für Urlaub in Griechenland warb. Abenteuer waren die Urlaube mit Arno nie gewesen. Jedes Jahr das gleiche Hotel im Schwarzwald. Ein bisschen wandern, schwimmen, lesen, faulenzten. Kein Abenteuer.

Die Menschen auf dem Prospekt lagen am Strand, lachten in den azurblauen Himmel. Aber war das Abenteuer? Kaum. Unruhig lief Josefa im Zimmer hin und her, hob den Pfeil auf, den einer ihrer Neffen gestern hier bei ihr vergessen hatte. Aus einer Laune heraus beschloss sie, dass dieser Pfeil entscheiden sollte, wo das Abenteuer auf sie wartete.

Sie suchte eine Weltkarte, fand in Arnos Schreibtisch nur eine Karte von Europa. Wozu hatte er sie gebraucht, wo er stets mit dem Schwarzwald zufrieden gewesen war? Den Schwarzwald deckte sie mit einem Markstück ab, den sollte der Pfeil auf keinen Fall treffen.

Die Landkarte lag ausgebreitet auf dem Teppich, als Josefa mit dem Pfeil zielte. Mit geschlossenen Augen, um dem Schicksal freien Lauf zu lassen. Josefa öffnete die Augen. Die Pfeilspitze hatte einen Punkt auf der Karte getroffen: Nordnorwegen – ihr Ziel für den Sommer, wenn die Kinder Ferien hatten und sie keinen Klavierunterricht gab.

Nordnorwegen, Josefa rümpfte die Nase. Sollte sie den Pfeil noch einmal werfen oder das dumme Spiel mit dem Pfeil vergessen? Sie war zu alt für solche kindischen Spiele. Was sollte sie ausgerechnet in Nordnorwegen? Kalt, dunkel, Re-

gen, Sturm, mehr fiel ihr nicht ein. Sie nahm den Pfeil in die Hand, zielte erneut, legte ihn dann aber zurück auf den Tisch. Sie wollte die Entscheidung des Pfeils nicht rückgängig machen.

Nordnorwegen, Abenteuer. Plötzlich musste sie lachen. Sie hatte vielleicht Sorgen! Anderswo verhungerten Menschen, und sie trieb hier kindische Spielchen, verzehrte sich nach Abenteuern.

Aber gut. Sie würde vier Wochen nach Nordnorwegen reisen, dort zwar kein Abenteuer erleben, sondern über ihr künftiges Leben nachdenken. Und deshalb sollte diese Reise, die von einem Pfeil entschieden worden war, eine ganz besondere werden. Ohne Klavierspiel. Und auf keinen Fall wollte sie Hotelzimmer vorbuchen oder sonst etwas planen. Sie wollte sich treiben lassen, bleiben, wo es ihr gefiel, weiterfahren, wenn sie Lust dazu hatte.

„Mit dem Auto ... ganz allein?“ Benjamin war entsetzt. „Das sind weit über tausend Kilometer, Josefa“.

Spaßeshalber hatte sie behauptet, im Andenken an Arnos Umweltbewusstsein mit dem Fahrrad zu fahren. Benjamin hatte nur gelacht. Er kannte doch seine kleine Schwester, die ihn schon als Kind gern geneckt hatte.

Die Vorstellung, tatsächlich mit dem Fahrrad nach Nordnorwegen zu reisen, erschien Josefa bald nicht mehr nur ein Spaß. Mit dem Fahrrad waren heutzutage viele Menschen unterwegs. Es gab immer mehr gut ausgebaute Fahrradwege. Und wenn sie auch nicht ernsthaft an mögliche Abenteuer während ihrer Reise glaubte, so war zumindest eine so ungewöhnliche Radtour ein kleines Abenteuer in sich.

„Aber doch nicht in deinem Alter!“ Sebastian spielte sich wie früher als großer Bruder auf. Benjamin stimmte ihm zu. „Du allein, eine Frau, bist du wahnsinnig?“

Josefa lachte. Sie war jung genug, um sich einen Kinderzeiger zu suchen, aber zu alt, um mit dem Fahrrad allein umher zu reisen.

Nein, so hatten die Brüder das nicht gemeint. Selbstverständlich war sie jung genug für eine Radtour. Aber eine Frau sollte niemals allein ... noch dazu in einem fremden Land ... und dann ausgerechnet Norwegen ... –Warum nicht Holland, da gab es keine Berge? Oder Norddeutschland, da verstand sie wenigstens die Sprache.

Josefa kaufte sich Tränengas, für alle Fälle. Sie fand über eine Zeitungsannonce eine Norwegerin, die ihr vier Mal in der Woche Unterricht gab. Zu Beginn der Reise sprach sie schon ganz gut norwegisch. Gepäcktaschen für das Fahrrad, Intercity-Reservierung mit Fahrrad nach Kiel, Buchung der Fähre Kiel - Oslo.

Ende Juni stieg sie in den Zug und war zwei Tage später in Oslo. Von dort fuhr sie mit der Bahn nach Trondheim, stieg in den Zug nach Bodø, wo sie in einem Hotelzimmer fast vierzehn Stunden schlief. Warum sie danach einen Bus nahm, dessen Ziel sie kaum kannte, wusste sie nicht. Der Busfahrer wuchtete ihr Rad auf einen dicken Haken außen am Bus. Heftiger Regen peitschte gegen die Fenster. Von der Landschaft war nicht viel zu sehen. Endstation ein kleiner Ort.

Josefa stieg auf das nasse Rad und war selbst nach kurzer Zeit trotz der wetterfesten Jacke durchnässt. In ihren Schuhen sammelte sich das Wasser. Kein Hotel weit und breit. Missmutig stand sie an einem kleinen Fährhafen, dachte an

das Plakat, auf dem die Menschen in die ewige Sonne lachten. Jetzt hatte sie keine Lust mehr auf Abenteuer. Jetzt wollte sie sich nur noch irgendwo trocknen, aufwärmen, etwas Heißes trinken.

Die Fähre im Hafen, wohin fuhr sie? Gleichgültig, in der Cafeteria der Fähre würde es hoffentlich heißen Kakao geben. Hauptsache, die Regentropfen waren nur noch durch das schmutzige Glas der Fenster zu sehen und nicht zu spüren.

Die Fähre hatte nach knapp zwei Stunden ihr Ziel erreicht. Mørktøya, Insel der Finsternis. Es regnete nicht mehr. Durch die immer noch grauen Wolken kämpfte sich eine blasse Sonne. Im Hafen erfuhr Josefa, dass es zwar kein Hotel, aber einen Campingplatz gab. Sie mietete spontan eine der Hütten, duschte in der Gemeinschaftsdusche bis das Zehnkronenstück für heißes Wasser verbraucht war. Trockene Jeans, das weinrote T-Shirt, die schwarze Strickjacke, heißen Kaffee vom Kiosk, dazu ein Käsebrötchen. Jetzt fühlte sie sich wieder wohl.

Sie winkte der nicht mehr sichtbaren Fähre nach, stieg aufs Rad und fuhr zurück auf den Campingplatz.

2. Kapitel

Josefa fuhr an einem Mann mit Rucksack und Rollkoffer vorbei. Warum konnte das Fahrrad kein Auto sein! Dann hätte er unmissverständlich die Hand gehoben. Hilfsbereit hätte der Autofahrer oder seinetwegen die Autofahrerin angehalten und ihn bis zum Campingplatz mitgenommen. Aber kein Auto war in Sicht. Am Hafen hatte er versäumt, sich um eine Mitfahrgelegenheit zu kümmern, an ein Taxi war auf dieser Insel nicht zu denken. Das hatte ihm ein herumlungender Jugendlicher in schlechtem Englisch deutlich gemacht.

Amadeus blieb stehen, wischte sich den Schweiß von der Stirn. Rucksack und Rollkoffer, dazu diese menschen- und autoleere Straße in dieser seltsamen Stille, die nur von nervtötendem Möwengeschrei unterbrochen wurde. Schlimmer hatte es nicht kommen können. Erik würde Tränen lachen, könnte er ihn jetzt sehen.

Erik liebte sonnendurchglühte Strände, Palmen, duftende Blüten, gutes Essen und Rotwein. Bis in die Nacht hinein in einer gemütlichen Taverne sitzen, Sängern und Gitarrespielern lauschend.

Genau deshalb war Amadeus nach Nordnorwegen gekommen. Um durch nichts, aber auch gar nichts, an Erik erinnert zu werden. Mit dem Flugzeug von Frankfurt nach Oslo, umsteigen nach Bodø. Dann der Bus, dessen Ziel ihn nicht interessierte und schließlich die Fähre nach irgendwo. Nur weiter, immer weiter. Der Natur entgegen, die er hier oben im Norden nie mit Erik erlebt hatte.

Die Natur nimmt all deinen Kummer in sich auf, entlässt dich schließlich als einen ganz anderen Menschen. So jedenfalls hatte es ein Dichter in einer Novelle formuliert. Vermutlich war jener Dichter, unbeschwert von Gepäck, durch lichte Wälder gewandert, ehe er die Novelle geschrieben hatte. Und wer wusste denn überhaupt, welche Art Kummer der Dichter meinte? Kummer war ohnehin ein viel zu schwaches Wort für das, was Amadeus seit Wochen innerlich zerriss.

Er blieb stehen und schaute sich um. Das Meer, die steilen Felsen, ein bisschen Grün. Das plötzlich einsetzende und dann wieder verebbende Möwengeschrei. 'Kreuzweise konnte ihn das alles hier', dachte Amadeus, 'zum Kotzen. Natur? Zum Totlachen. Das mochte hier Natur sein, seinetwegen, doch was er jetzt brauchte, war ein gemütliches Hotelzimmer mit Dusche, Telefon und Fernseher, in dem deutsche Sender zu empfangen waren. Gute oder schlechte Filme, unwichtig. Dazu eine Flasche Rotwein, Weißwein, Kognak, bis das Vergessen nicht mehr ganz unmöglich schien. In der Hotelbar vielleicht jemanden kennen lernen. Nein, das nicht! Auf gar keinen Fall. Niemanden kennen lernen. Nie wieder im Leben. Und schon gar nicht hier. Kein knackiger Hintern, hatte er sich zu Beginn der Reise geschworen. Nicht, während ihn die Natur das Vergessen lehren sollte. Vergessen wollte er hier und sonst nichts! Bis er als ein anderer Mensch wunsch- und tränenlos nach Hause in sein gewohntes Leben zurückkehren würde'.

Er ging ein paar Schritte, blieb wieder stehen.

„Erik!“, schrie er. Hier auf dieser einsamen Straße konnte er schreien soviel er wollte.

„Erik, du verdammter Schuft! Du elender Verräter!“

Eigentlich war es Erik nicht wert, dass sein Name von der Luft aufgenommen und in alle vier Himmelsrichtungen getragen wurde. Erik hatte hier nichts verloren. In Norwegen gab es keine Tiger. Nur Bären, jedenfalls ganz oben im Norden. Eisbären. Amadeus zog geräuschvoll Luft in die Nase.

Mit einem Spiel hatte alles angefangen. Gemütlich saßen sie nebeneinander auf dem Sofa, Erik und er. Fünf Jahre lebten sie schon zusammen in ihrer gemeinsamen Wohnung. Sie tranken Sekt und aßen belegte Schnittchen. Nach dem zweiten Glas Sekt hatte Erik das Spiel vorgeschlagen.

„Wir vergleichen uns mit Tieren. Ich sage, welches Tier du für mich bist. Und du sagst mir, welches Tier ich ...“

Amadeus sah keinen Sinn in diesem faden Spiel, machte aber trotzdem den Anfang.

„Für mich bist du ein Tiger, Erik.“ Er beschrieb den geschmeidigen Körper eines Tigers, das lautlose, elegante Schleichen, den präzise angesetzten Sprung.

Erik lachte geschmeichelt. „Und du, Amadeus, bist für mich wie ein Bär.“

Amadeus war gekränkt. Spielte Erik etwa auf die Pfunde an, die er im letzten Jahr angesetzt hatte? An denen er nicht schuld war, sondern seine meist sitzende Tätigkeit als Computerfachmann. Außerdem war er im letzten Jahr vierzig geworden, da hatten andere Männer schon unästhetische Hängebäude. Und das konnte Erik ihm wirklich nicht vorwerfen. Ein wenig in die Breite gehen, das war doch normal.

„Beruhige dich!“ Ein Stück Gurke verschwand in Eriks Mund. „Bären sind treue und zuverlässige Tiere, wenn man sie zu nehmen weiß. Also sieh meinen Vergleich positiv.“ Seine

Stimme wurde schärfer, als er Amadeus vorwarf, viel zu oft die gekränkte Leberwurst zu spielen.

Ein ungutes Gefühl machte sich in Amadeus breit, was sich von Tag zu Tag verstärkte. Einen Monat später zog Erik aus und brachte alle seine Sachen zu Mark. Mark war jünger als Amadeus. Sein Körper ähnelte dem eines Panthers.

„Es ist nichts zu machen“, sagte Erik, während er Umzugskisten packte. „Du weißt, wenn eine Liebe futsch ist, dann ist sie futsch. Alleskleber für Liebe gibt es nicht.“

Aber Amadeus' Liebe zu Erik war nicht futsch. Wie er die nächsten Wochen überstanden hatte, wusste er nicht mehr. Er trank zuviel, rief täglich bei Mark an, um Erik zu sprechen, der sich konsequent verleugnen ließ. Nur einmal brüllte er ins Telefon: „Lass mich endlich in Ruhe! Such dir einen anderen oder spring aus dem Fenster. Beides ist mir recht.“

Amadeus wohnte in der fünften Etage. Nach einem Sprung aus dem Fenster wäre er sofort tot.

Tot oder einen anderen suchen. Amadeus wachte nach jeder Nacht mit einem anderen durch ein schales Gefühl im Mund und in der Seele auf. Dann doch besser tot. Der Tod würde allen Schmerz auslöschen. Irgendwann musste ohnehin jeder Mensch sterben. War der Zeitpunkt deshalb nicht ganz gleichgültig? Vielleicht würde Erik dann Schuldgefühle haben, wenn Amadeus sein Leben wegen ihm vorzeitig beendete. Möglicherweise würde ihm dieser Tod aber auch nur ein Schulterzucken entlocken.

Also sprang Amadeus nicht aus dem Fenster, sondern begann, über eine dritte Möglichkeit nachzudenken. Als er zufällig die Novelle jenes Dichters las, wusste er, was er zu tun hatte. Der Natur seinen Kummer übergeben. Bisher hatte er